



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der böse Blick.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der böse Blick.

Unter den zahlreichen Volksmeinungen und Volksbräuchen, in welchen die Weltanschauung vergangener Zeiten neben der modernen Bildung fortlebt, gehören die, welche die Vorstellung von der Möglichkeit einer Bezauberung durch das menschliche Auge zur Voraussetzung haben, zu den verbreitetsten und interessantesten. Wir finden ihre Wurzeln in den ältesten Urkunden unseres Geschlechts, und wir begegnen ihnen selbst in wenig von einander verschiedenen Gestalten unter allen Völkern Europas und Westasiens, gleichviel, ob dieselben der arischen oder der semitischen Race angehören. Hier wie dort glaubt man zunächst, daß der Neid über das Glück eines Andern im Stande ist, nachtheilig auf dessen Person oder auf die Sache einzuwirken, um die er beneidet wird, und daß es vorzüglich der Blick ist, welcher die verderbliche Kraft des Neides auf den Gegenstand desselben hinzuleiten pflegt. Daneben begegnen wir der Meinung, daß der Blick bestimmter einzelner Menschen auch ohne deren Zuthun, ohne daß er mit Mißgunst erfüllt ist, als schadenbringender Zauber wirken könne. Drittens endlich ist in noch weiteren Kreisen als diese Ansicht die Vorstellung verbreitet, daß gerade das Gegentheil des Neides, lebhaftes, unbefangenes Wohlgefallen, starke und aufrichtige Bewunderung in Ausrufungen oder auch nur durch leuchtende Augen ausgedrückt, dem gepriesenen, angestaunten Gegenstande auf geheimnißvolle Weise Unglück bringe.

Die zuletzt erwähnte Form dieses Aberglaubens hängt in ihrem letzten Grunde mit der alten Furcht vor dem Neide der Götter zusammen, und die Vorstellung von neidischen Göttern ist wiederum eine finstere Ueberlieferung aus den Tagen des Aufdämmerns der Religion überhaupt. Geläutert und verklärt wird sie zur Scheu vor frevelhafter Ueberhebung. Der älteste Gott war die Gefährlichkeit einzelner Naturdinge, die erste Regung des religiösen Gefühls Schrecken und Grauen, dumpfe Furcht vor der unabwendbaren Ge-

walt der außer dem Menschen wirkenden Mächte, deren schädliche Eigenschaften von allen zuerst gefühlt wurden. Erst später lernte die reifer werdende Menschheit die Schönheit und Erhabenheit des Uebermenschlichen beachten und bewundern, und erst in noch reiferer Zeit verband sich damit die Empfindung der Milde, Güte und Gerechtigkeit jener Mächte und das Gefühl der Liebe zu ihnen. Das Alte aber blieb neben dem Neugewonnenen und erhielt sich auch, als die Naturreligion mit der Bildung von festhaften Gemeinden, Städten und Staaten mehr und mehr ethische Elemente in sich aufnahm, neben dem geläuterten Glauben in dem Maße fort, wie das Heidenthum in unserm heutigen Aberglauben neben dem Kreise der christlichen Vorstellungen und der ganzen modernen Bildung fortlebt.

Wir begegnen jener urzeitlichen Auffassung der Gottheit als einer Gewalt, die vor Allem zu fürchten ist, unter den Hellenen in den Zeiten, wo die gigantischen und titanischen Urgötter der schönen Familie der Olympier gewichen und zum finstern Hintergrunde der lichten Gegenwart geworden sind, in zwei verwandten Vorstellungen, einer roheren und einer feineren, neben der neuen Gestalt der Religion. Die rohere begründet die Furcht mit einer Eigenschaft der Götter, die andere mit einem Gange der Menschen. Jene meint, daß die Götter neidisch sind, diese, daß man sie durch Ueberhebung beleidigt und erzürnt. Jene personifizirt die alte Furcht vor bösen Naturgewalten und versetzt sie unter dem Namen der Mißgunst, *Ἔρις*, Invidia, unter die Himmlichen, diese stellt hinter deren Stühle die Nemesis, die Rächerin alles Uebermuthes. Nach der roheren Vorstellung können die Götter überhaupt kein hohes Glück unter den Menschen sehen, blind wie der Blitz werfen sie die Bäume nieder, die über andere hervorragen; nach der feineren muß zu dem äußeren Glück ein ethisches Moment hinzutreten, wenn der Blitz herabzucken soll, der Baum muß in den Himmel wachsen wollen. Die Götter der älteren Vorstellung verderben aus Eifersucht einen natürlichen Prozeß, die Götter der jüngeren und edleren Auffassung des Verhältnisses zwischen ihnen und den Menschen strafen den Geist, der zu viel Selbstgefühl hat, dem es maßlos wohl zu Muthe ist, der da meint, es könne ihm nicht fehlen, der das Gesetz, welches ihm bestimmte Schranken anweist, nicht anerkennen mag.

Wie solche Vorstellungen sich erhalten konnten, ist nicht schwer zu erklären. Sie wurden genährt durch das namentlich in bewegten Zeiten lebhaft gefühlte, daß jeder Besitz unsicher sei und daß vorzüglich ungewöhnliches Gedeihen oft einen raschen Umschwung erfahre, ferner durch den Glauben an die giftige Wirkung neiderfüllter Menschenaugen, endlich durch Beobachtungen, wie sie sich in den griechischen Sprichwörtern „Sättigung erzeugt Ueberhebung“ und „Hoch-

muth muß man eifriger löschen als Feuersbrunst“ ausprägten. Beispiele solcher Erfahrungen lieferten die Tyrannen, die Perserkriege, das Emporkommen und der tiefe Fall von Menschen und Staaten in den Kämpfen zwischen Athen und Sparta, die Schicksale, welche die Veränderlichkeit der Volksgunst in den Demokratien Griechenlands hervorragenden Parteiführern bereitete und der demokratische, alle Ungleichheit hassende, jedes Emporwachsen über das Niveau der Allgemeinheit beneidende Geist des Volkes überhaupt. Die Demokratie ist die Regierungsform des Neides, dem Demokraten mußte die Tyrannie auch in ihrer besten Gestalt als sträfliche Ueberhebung, die von der Nemesis zu ahnden und zu verderben war, erscheinen. Andererseits aber war es ein wahrhaft frommes Gefühl, war es die Essenz aller echten Religion, wenn solche Glückliche, die ihr Gedeihen sich selbst zu verdanken meinten, sich ihres Ruhmes oder Reichthums überhoben und sich als unantastbar für das Schicksal und damit als der Gottheit gleich ansahen, für bedroht von dem Zorne und der Rache der himmlischen Mächte galten.

Bekannt ist die Scheelsucht und Feindseligkeit der Götter gegen die Menschen, wie sie in der Prometheusfabel des Aeschylos hervortritt, ebenso die Volksfage vom Ring des Polykrates. Bei Pindar lesen wir, daß die Götter immer gegen ein Gut zwei Uebel geben. Bei Aristophanes erklärt der Gott des Reichthums seine Blindheit damit, daß Zeus nicht gewollt habe, daß er nur den Weisen und Gerechten seine Gaben spende. In der Alkestis des Euripides sagt Herakles, als Admet sich über das unverhoffte Glück der Wiedererlangung seiner Gattin freut: „Wöge nur kein Neid der Götter folgen.“ Als Philoktet bei Sophokles dem Neoptolemos seinen Bogen übergibt, spricht er die mahnenden Worte: „Da nimm ihn hin, doch bete zum Neid, daß der Bogen Dir nicht voll Mühsal werde, wie mir und dem, der ihn vor mir besaß.“

Haben wir hier den Neid der Götter vor uns, so zeigen andere Beispiele die sträfliche Ueberhebung. Ajax wird mit Wahnsinn geschlagen, weil er im Bewußtsein seiner Heldenkraft sich blähend geprahlt, auch ohne Athenes Beistand siegen zu können, Kroisos von der Nemesis ergriffen, weil er geglaubt, von allen Menschen der glücklichste zu sein, Niobe ihrer Kinder beraubt, weil sie sich wegen der Zahl derselben über eine Göttin erhoben u. s. w.

Auch der Gott der Bibel liebt es nicht, daß man zu viel erreicht, daß der Mensch ihm zu ähnlich wird. Mißgünstig, nicht bloß erzürnt über den Ungehorsam Adams, mit dem er vom Baum der Erkenntniß gegessen und dadurch „geworden als unser einer“, treibt er ihn aus dem Garten Eden, damit er ihm nicht völlig gleich werde, „damit er nicht ausstrecke seine Hand und

breche auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich.“ „Denn Du bist Erde“, schließt die Strafrede, „und sollst wieder zur Erde werden, davon Du genommen bist.“ Aehnliche Empfindungen scheinen ihn bewogen zu haben, den Bau des Babelthurms zu stören, „deß Spitze bis an den Himmel reichen“ und der den Menschenkindern „einen Namen machen“ sollte. Aus gleichen Beweggründen endlich bestraft Jahve die von Davids Ehrgeiz vorgenommene Zählung des Volkes durch eine Pest. Ganz entschieden eine Warnung vor Ueberhebung und sträflicher Sicherheit enthält das Gleichniß vom reichen Manne (im Lukasevangelium), deß Feld wohl getragen hatte, und der darauf zu seiner Seele sprach: „Liebe Seele, Du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink und laß Dir's wohl sein.“ Aber Gott sprach zu ihm: „Du Narr, diese Nacht wird man Deine Seele von Dir fordern, und weß wird's sein, das Du bereitet hast.“

Die oben bezeichneten Vorstellungen spielten nun vielfach in einander. Die Angst vor dem Verlust des gewonnenen Glückes und vor den Göttern, die es verliehen und es jeden Augenblick in Unglück verwandeln konnten, ließ den Unterschied zwischen Verschuldung durch Ueberhebung und unverdienter Mißgunst zurücktreten vor dem eifrigen Bestreben, sich vor den Wirkungen beider sicher zu stellen. Ein unvorsichtiges Wort über eignes Verdienst oder großes Glück konnte den Neid oder Zorn der Götter wachrufen, und so scheute man sich, ein solches Wort auszusprechen, ja so mochte man nicht einmal von Andern seinen Besitz an Ehre oder Gut rühmen hören. Das bloße Annehmen solches Lobes hatte denselben nachtheiligen Einfluß auf den Belobten, das staunende Rühmen eines Gegenstandes oder einer Person war ebenso schädlich wie der neidische Blick; denn er lenkte den Neid der Ueberirdischen auf die Betreffenden. Daneben aber bestand auch in den spätesten Zeiten des Alterthums und besteht noch heute der Glaube an die heimliche Begabung gewisser Menschen, durch ihren bloßen Blick — wie der fabelhafte Basilisk — zu schaden und zu tödten, bei Vielen fort.

Der im Vorstehenden besprochene Aberglaube war im Alterthum in seinen drei Formen auch unter den Gebildeten verbreitet, und Philosophen bemühten sich, ihn zu erklären. Ganze Familien, ja ganze Völkerschaften sollten durch ihre Augen, wenn sie dieselben auf einen Gegenstand richteten, verderblich zu wirken im Stande sein, und zwar nicht blos auf Menschen, sondern auch auf Thiere, ja selbst auf leblose Gegenstände. Die Griechen hatten für diesen Augenzauber den Ausdruck *βασκαίνειν*, der böse Blick aber hieß griechisch *ὄφθαλμὸς πονηρός*, lateinisch *fascinus* oder *obliquus oculus*. Kennzeichen solcher giftiger Augen waren doppelte Pupillen oder eine solche in dem einen und das Bild eines Pferdes in dem andern Auge. Plinius berichtet, daß in Afrika gewisse

Geschlechter durch ihr Lob Bäume verdorren und Kinder sterben ließen, und daß es unter den Triballern und Myriern Leute gab, die durch längeres Anstieren auf gleiche Weise schadeten, namentlich aber durch zorngefüllte Augen die mannbare Jugend tödteten. Nach Apollonides waren im Lande der Skythen Frauen dieser Art, die man Bythien nannte, und nach Pylarchus hatte im Pontus das Geschlecht der Thibier dieselbe Eigenschaft. Dieselben sanken (wie die deutschen Hexen) im Wasser nicht unter, selbst wenn sie mit Kleidern belastet waren. Damon hatte Aehnliches von den Pharnazen in Aethiopien vernommen, die auch einen vergiftenden Schweiß besaßen. Cicero erklärte den Blick aller Frauen für schädlich, die eine doppelte Pupille hatten. Plutarch sagt im Symposion, dieser Augenzauber sei besonders Kindern verderblich, da sie eine noch weiche und flüssige Complexion hätten, doch sei der Blick der Thibier auch Erwachsenen nachtheilig; denn alle stechten, denen sie die Augen, den Athem oder die Rede zuwendeten. Auch die telchinishche Seuche gehört hierher, von welcher schon alte Mythen sprachen, eine Krankheit, welche der Neid der Telchinen, der zu Menschen gewordenen Hunde des Aktäon, ausgebrütet hatte, wobei wir uns daran erinnern, daß der Hund allenthalben als Typus der Scheelsucht gilt. Selbst Thiere konnten diesen Zauber ausüben und andrerseits sich gegen ihn schützen. Die Tauben spuckten, um ihn abzuwenden, ihren Zungen in die Schnäbel, und andere Vögel bewahrten in ihren Nestern Pflanzen und Steine, die gegen ihn gut waren. Eine Grillenart, Mantis genannt, konnte mit ihrem Blicke jedem Thiere Schaden anthun.

Bei solcher Noth war man frühzeitig schon darauf bedacht gewesen, sich und die Seinen durch süßnende Bräuche oder durch Amulette oder auch durch gewisse Geberden zu schützen. Jene Gebräuche sollten den Neid der Götter abwenden. Versah es jemand damit, daß er zu viel Selbstgefühl oder Behagen äußerte, oder bewunderte und lobte ihm ein Andern durch Blick oder Wort seine Schönheit, seine Gesundheit oder einen andern Besitz, so setzte der Betreffende sofort hinzu: „*Ἰσοσύνῳ τῆν νέμεσιν*“ oder: „Absit invidia verbo“, und wurde dies unterlassen, so geschah es wohl, daß der erste beste Freund dem Gelobten oder Bewunderten ins Gesicht spuckte, um ihn vor den Folgen dieser Unachtsamkeit zu sichern. Die Amulette aber, die vor dem neidischen Blick oder den Augen mit doppelter Pupille schützen sollten, hing man sich, seinen Kindern, seinem Vieh gewöhnlich in Gestalt von Arm- oder Halsbändern an, zeichnete sie auf Geräthe und Gefäße, auf Mauern oder an Thüren und richtete sie auch im freien Felde auf. Dieselben waren aus edlen Metallen, Stein oder Bein, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten mannigfaltige Formen. Bisweilen waren es kleine Halbmonde (*μήνισκοι* oder *lunulae*), oft auch Götterbildchen, wie in späterer Zeit der von Ptolemaios in Aegypten eingeführte

Sarapis und der ebenfalls vom Nil herstammende Harpokrates. Letzterer wurde von den dortigen Bildhauern mit dem einen Finger im Munde dargestellt, wodurch sie ihn als Säugling bezeichnen wollten. Die Römer machten nach dieser Geberde aus ihm einen Gott des Schweigens, und so konnte kaum eine Gottheit als besserer Schutz gegen voreilig lobende Redensarten dienen, durch die man sich selbst schaden oder von Andern beschädigt werden konnte.

Die meisten dieser Amulette, über die wir nach Otto Zahns vortrefflicher Abhandlung berichten, sind zugleich mit den Attributen anderer Götter ausgestattet, welche die schützende Kraft zu verstärken bestimmt waren, indem sie gewissermaßen für jeden Fall einen besonderen Schirm bereit hielten. Wiederholt erscheint auf denen, welche umgehängt wurden, auch eine Hand mit ausgespreizten fünf Fingern — Anfangs wohl das Symbol eines Gebetes um Schutz vor dem drohenden Neid, dann ein einfacher Gegenzauber. Ganz vorzüglich aber glaubte man die nachtheilige Wirkung des scheelen Blicks zu brechen, wenn man denselben auf irgend eine Weise ablenkte oder theilte und so verhinderte, seine Zauber-
macht auf den Gegenstand auszustrahlen, den man sichern wollte. Der erste Gedanke war hier wohl der, den Neidischen, Bewundernden oder einfach Giftigen zu schrecken, und so bestanden die Amulette für Thore, Mauern, Schilde, Harnische und Gefäße oft in dem bekannten Gorgonenhaupte mit seiner ausgestreckten Zunge, seinen gefletschten Zähnen und seinen hervorquellenden Augen, oft auch in den Köpfen reißender Thiere, Löwen, Wölfen u. dergl. Noch häufiger wurde gerade das, was den Zauber ausüben sollte, gebraucht, um ihn abzuwehren, also gegen das böse Auge das Bild eines Auges — eine Art magischer Homöopathie. Am gewöhnlichsten findet sich dies an Schiffen, mitunter an Schilden, Ringen, Vasen, Bechern und Schalen, einmal auch an einer Leier. Man hat diese Augen in verschiedener Weise anders deuten wollen. Aber ganz richtig bemerkt Zahn dagegen, daß dieselben häufig mit dem Gorgonenhaupte verbunden sind, welches entschieden ein Sicherungsmittel gegen den bösen Blick war, ja daß man sogar eine Schale besitzt, auf welcher das Auge als Stern ein Gorgoneion zeigt, wodurch demselben also gerade die Kraft eines solchen beigelegt wird.

Neben den Schreckbildern hatte man sodann Amulette, welche den gefährlichen Blick Anderer dadurch verwirren, in seiner Kraft schwächen oder ablenken sollten, daß sie demselben einen grotesken Gegenstand, eine Karikatur, einen verwachsenen Zwerg oder eine andere Mißgestalt entgegenhielten. Vor allem aber gehört hierher das Unanständige und Unflätliche, einerseits, weil es eine lächerliche Seite hat, dann, weil es das Auge des Wohlerzogenen beleidigt, es zurückstößt, es nöthigt, sich abzuwenden. So galten im Alterthum als Hauptmittel gegen allen Zauber, namentlich aber gegen den des bösen Blickes Bilder

des Phallus und des weiblichen Gliedes, und zwar wurden diese Bilder, da der Aberglaube dem Unheimlichen eine burleske Seite abzugewinnen liebt, sich mit feinem Zaubertram gern auf humoristischen Fuß stellt, von der Phantasie der Amuletenschnitzer nicht selten durch Beigabe wunderlicher Attribute, Füße, Flügel u. dergl. aus einem turpe in ein ridiculum verwandelt.

Die Anwendung dieses Gegenzaubermittels war unter den Römern so allgemeiner Gebrauch, daß es bei ihnen selbst fascinus hieß. Hauptächlich wurden durch dasselbe die Kinder bewahrt, da sie, wie bemerkt, des Schutzes am meisten bedurften. Man hing es ihnen an einer Schnur oder einem Riemen entweder in eine herzförmige Kapsel oder in einen Lederbeutel verschlossen oder auch unverhüllt um den Hals. Von der Kapsel nannte man diese Amulette auch bulla, vom Riemen lorum. Endlich kommt auch der Ausdruck praebia vor. Sie wurden von den Knaben bis zum Empfang der Toga, von den Mädchen bis zu ihrer Verheirathung getragen. Von solchen Talismanen berichtet Varro, wenn er sagt: „Pueris turpicula res in collo quaedam suspenditur“, und Macrobius schreibt in Bezug auf sie: „cordis figuram in bulla ante pectus“. Unter den Erwachsenen scheinen sich besonders Triumphatoren solcher Schutzmittel bedient zu haben, indem sie das Bild des Phallus unter ihrem Triumphwagen hängen hatten. „Fascinus imperatorum custos — currus triumphantium, sub his sacris pendens, defendit medicus invidiae“, sagt Plinius, und die Sache erklärt sich leicht. Der Triumphator stand nach römischer Auffassung auf dem Gipfel menschlichen Glückes und war so einerseits der eignen Ueberhebung, andrerseits der Scheelsucht der Menschen und der Mißgunst der Götter am meisten ausgesetzt, auch war zu bedenken, daß auf ihn, wenn er auf seinem Wagen hoch über die Köpfe des der Prozession zuschauenden Volkes hervorragte, aller Augen gerichtet waren, und daß ihn so außer unzähligen bewundernden Blicken auch solche treffen konnten, die aus doppelten Pupillen kamen. Daß man sich der Bilder von Geschlechtstheilen endlich auch zur Abwendung der Fascination von Gärten und Wohnungen bediente, zeigt eine andere Stelle bei Plinius, wo es heißt: „Horto et foco contra invidentium effascinationes dicari videmus in remedio satyrica signa“.

Noch bestimmter als die Schriftsteller sprechen von dem ausgebreiteten Gebrauche gerade dieses Amulets gegen den bösen Blick die Monumente. In allen Sammlungen begegnen wir demselben. Wir finden es selbständig und mit Henkeln versehen, um am Halse getragen zu werden, und wir sehen es an Geräthen, Lampen und Schmucksachen befestigt. Häufig tritt der Phallus, wie schon angedeutet, als Karikatur auf, indem er den Kopf eines Hahnes, eines Hundes oder eines Widders hat, mit Füßen und Flügeln einem Vogel ähnelt oder mit Bocksbeinen und Adlerschwingen an ein fabelhaftes Thier

erinnert. Nicht selten endlich sind an Amuleten dieser Art Schellen angebracht, indem man den Klang des angeschlagenen Erzes für reinigend, sühnend und vorzüglich wirksam gegen gespenstische Einflüsse hielt.

Trug man kein Amulet, so konnte man sich dadurch helfen, daß man vor einem gefährlich scheinenden Auge die Faust in der Weise ballte, daß die Spitze des Daumens zwischen Mittel- und Zeigefinger hervorsah, was man „die Feige (*fica*) machen“ nannte und womit der *cunnius* dargestellt werden sollte, oder daß man einen andern obscönen Gestus, das Ausstrecken des Mittelfingers aus der geschlossenen Hand, anwendete. Beide Geberden galten als Ausdruck der tiefsten Verachtung, durch welchen demjenigen, gegen den man sie machte, die schwerste Beleidigung zugesügt wurde. Es wirkte also hier die Vorstellung, daß man den Zauber durch herausfordernde verächtliche Gesten brechen kann; aber es trat noch ein Anderes hinzu. Indem man sich, die Seinen und sein Haus und Geräth mit Darstellungen des Unanständigen und Beleidigenden behing oder bemalte, indem man auf solche Darstellung gerichtete Handbewegungen machte, that man sich selbst eine Schmach, eine Erniedrigung an, welche die Folgen eigener Ueberhebung oder fremder Bewunderung oder Scheelsucht ausglich und so die Kraft eines Gegenzaubers übte. Diese Vorstellungen versfließen namentlich bei der bereits erwähnten Sitte in einander, in Fällen, wo man entweder selbst durch Preisen seines Glückes oder allzukühne Hoffnungen oder wo ein Anderer durch Bewunderung jenes Glückes den Neid der Götter herausgefordert hatte, auszuspeien oder sich anspucken zu lassen; denn vor jemand auszuspeien oder ihn gar anzuspucken galt wie heute auch im Alterthum als der ärgste Schimpf.

Dieser Aberglaube, der mancher Mutter im alten Hellas und Rom Kopfzerbrechen, Herzeleid und schlaflose Nächte gekostet haben wird, lebt nun, wie zu Anfang angedeutet wurde, auch in der Gegenwart fort, im Süden und Südosten mit fast ungeschwächter Kraft, im Norden durch die allgemainer gewordene Aufklärung auf entlegene Winkel und auf einige Redensarten beschränkt, bei denen man sich nicht mehr viel zu denken pflegt. Geben wir auch von diesen Resten einige Beispiele.

Ganz allgemein ist der Glaube an den bösen Blick in Italien. Man bezeichnet ihn hier in der Regel mit den Worten *mal occhio* oder *occhio cattivo*, in Neapel mit dem Ausdruck *jettatura*, und schützt sich vor ihm wie im Alterthum durch verschiedene Amulete und Geberden. Schützende Ausrufe sind hier: „*Di gratia non gli diate mal d'occhio*“, d. i. Wolle Gott, daß das Böse Deines Auges ihm nicht schade! und in Neapel: „*Li mal uocchie no me pozzano*“, d. i. Möge mir der böse Blick nichts anhaben! Unter den Amuleten sind hier zunächst die aus Wachs, Balsam und Chrysam gefertigten

Agnus Dei zu nennen, die man den Kindern an den Hals hängt, und die, wie Baronius bemerkt, an die Stelle der altrömischen bullae getreten sind. Aber auch die heidnischen Schutzmittel gegen das neidische oder bewundernde Auge kommen zum Theil noch in Anwendung. Noch heute tragen neapolitanische Damen silberne Halbmonde am Arme, um gegen die fallende Sucht gesichert zu sein, die allenthalben als eine durch Zauber herbeigeführte Krankheit, als etwas „Angethanes“ gilt. Noch heute ferner macht der Neapolitaner die oben erwähnte Geberde, bei welcher der Daumen der geschlossenen Hand zwischen Zeige- und Mittelfinger hindurchgesteckt wird. Dies heißt „*far la fica*“ und ist eigentlich eine Verhöhnung, dient aber wie einst zugleich zur Besänftigung der im Volke ohne deutliches Bewußtsein noch fortspukenden Nemesis. Daher macht man diese Geberde, wenn man damit einen Freund vor Bezauberung schützen will, um ihn nicht zu beleidigen, unter dem Mantel. So heißt es in der „*Terpsichore*“ des Basile, nachdem das große Glück eines jungen Mannes und der dadurch in Vielen erregte Neid geschildert worden sind:

„*Frate, le voglio fare
Na bella fica sotto a lo mantiello
Azzo che lo mal' uocchio ne le pozza*“;

und in der „*Urania*“ desselben Dichters begegnen wir den Versen:

„*Comme stajg ealante
E comme staje polite
Pare no signoriello
Ecco na fica sott' a lo mantiello.*“

Die italienische *fica* ist der altrömische *ficus*, und was damit außer der Zeige bezeichnet wurde, haben wir gesehen. Auch im mittelalterlichen Latein drückte man die Sache durch „*facere ficum*“ oder „*ficam*“ aus. Die Franzosen sagen gleichfalls „*faire la figue*“, die Portugiesen, bei denen der böse Blick *olho mau* heißt, „*dar luna figa*“, die Spanier, welche den Augenzauber *mal de ojo* nennen, „*hazer la higa*“, wobei das lateinische *f* in *h* übergegangen ist. Da die beiden letztgenannten Völker große Furcht vor dem bösen Blicke hegen, so hängen sie den Kindern obscene Figuren an den Hals, welche portugiesisch *figas*, spanisch *higas* genannt werden.

Frau d' Aulnoy, welche 1679 Spanien besuchte, erzählt in ihrer Reisebeschreibung, daß eine junge spanische Frau ihr Folgendes mitgetheilt habe: „Mit ihrer Erlaubniß, Sie müssen wissen, daß es in diesem Lande Leute gibt, die ein solches Gift in den Augen haben, daß sie, wenn sie jemand, vorzüglich ein kleines Kind, starr ansehen, Ursache werden, daß es an der Auszehrung stirbt. Ich habe einen Mann gekannt, der ein solches süchtiges Auge hatte. Da er nun die Leute krank machte, wenn er sie ansah,

so zwang man ihn, das Auge mit einem Pflaster zu bedecken; denn das andere war bei ihm unschädlich und hatte nichts Giftiges. Wenn er bei guten Freunden war, so brachte man bisweilen einige Hühner herbei, worauf er sagte: Sucht euch eins aus, das ihr todt gesehen haben wollt. Zeigte man nun auf eins, so blickte er das Huhn starr an, und man sah es bald darauf im Kreise herumtaumeln und in kurzer Zeit todt niederfallen.“ — Ich fragte die junge Frau, ob man an den Augen dieser Leute nichts Außerordentliches wahrnehme. — „Nein“, sagte sie, „nur daß sie einen solchen Glanz und ein solches Leben haben, daß es scheint, als wären sie ganz Feuer und als ob sie wie Pfeile einem durch und durch gehen wollten.“

Vida kannte ebenfalls einen Mann mit giftigen Augen. Derselbe wohnte auf der Höhe von Viterbo und war ein Greis von widerwärtigem Aussehen; das unheimliche grimme Auge war mit Blut unterlaufen, und borstiges graues Haar bedeckte seinen Scheitel. Er tödtete durch seinen Blick von kriechenden Thieren, was ihm vorkam, kleine Vögel und jedes schwächere Leben. Trat er irgendwo in einen Garten, wenn der erste Frühling die Keime hervorgelockt hatte und die Bäume in der Blüthe standen, so gab es eine arge Verwüstung unter den Pflanzen und allem Grün; denn wohin er auch den entsetzlichen Blick und die Schärfe der Augen richtete, überall sah man die Blüthen und Blätter, wie vom Todeshauch angeweht, verwelken und absterben. Er stand aber keineswegs allein, auch bei Andern soll dasselbe vorgekommen sein, und Borell begegnete in seiner Praxis wiederholt Leuten, deren Augen ein solches Gift ausstrahlten, daß sie nicht allein die Milch in den Brüsten der Säugammen austrockneten, sondern auch die Blätter und Früchte der Bäume verbrannten, so daß man diese verdorren und abfallen sah. Es kam endlich so weit, daß sie nur dann irgendwo hin zu gehen wagten, wenn sie dies vorher angezeigt und die dort Befindlichen alle Kinder sammt ihren Ammen, alle jungen Thiere und überhaupt alles, was von ihnen vergiftet werden konnte, bei Seite geschafft hatten. Desgleichen will Borell Leute gesehen haben, deren Blicke sogar die Gläser und Spiegel, die sie in Gebrauch genommen, angefressen hätten, sodaß sie gezwungen gewesen wären, sich von Zeit zu Zeit neue anzuschaffen, indem die Oberfläche der alten blind und an manchen Stellen förmlich durchgefressen gewesen. Auch St. André behauptet Derartiges, indem er eine Frau gekannt haben will, welche sich nicht lange derselben Brille hätte bedienen können, und die ihm einige vorgezeigt hätte, die in der Mitte unzählige kleine Löcher gehabt.

Sehr verbreitet ist die Furcht vor dem neidischen Auge und vor Bezauberung durch bewundernde Blicke unter den Neugriechen und Albanesen, wo die Sache Kafomati — von *κακόν ὄμματιον* — genannt wird. Man

pflegt sich hier dagegen entweder dadurch, daß man dem gefürchteten Auge eine Hand mit ausgespreizten Fingern entgegenhält, oder dadurch zu schützen, daß man ausspuckt oder den vom Neide eines Andern oder des Schicksals Bedrohten anspeit. Das letztere Mittel hilft auch gegen den giftigen Blick, bei welchen an keinen Neid gedacht wird. Derselbe heißt hier *φθιαρμός*, d. i. Schwund, und zu völliger Entkräftung seines Zaubers wird nach dem Spucken „*γτοῦ, γτοῦ ἢ τὸν κακὸν φθιαρμὸν*“, d. i. „Pfiui, pfiui auf den bösen Schwund“ ausgerufen. Außerdem aber sichern vor seinem Gifte, welches Bäume bis in die Wurzel hinab verdorren läßt, dreieckige Amulette, die mit Salz, Kohle und Knoblauch angefüllt sind, und die man umhängt, indem man die Formel ausspricht: „*Σκόρδον κ' ἄλατι ἔς τῶν ἐχθρῶν μας τὰ μάτια*“, d. i. „Knoblauch und Salz in die Augen unsrer Feinde!“ Endlich ist auch hier wie in den romanischen Ländern der alte Gebrauch noch üblich, die Wirkung des Augenzaubers durch obseöne Fingerstellung zu vereiteln, und zwar ist der Ausdruck dafür hier *γειλοκοπῶ* (von *γείλος* = cummus und *κόπτω*, schlagen).

Ganz ähnliche Vorstellungen herrschen unter den Rumänen und unter den slawischen Nationen, vorzüglich unter den Serben, Russen und Polen. In Wojcizis polnischen Volksagen und Märchen wird von einem Edelmann erzählt, der am Weichselstrande einsam und von allen Nachbarn geflohen wohnte, weil sein Blick allen Menschen Siechthum und Tod brachte, die Herden sterben ließ und die Scheunen in Brand steckte. Nur durch Ansehen eines welken Erbsenbüschels konnte er auf einige Zeit gebunden werden. Endlich in Liebe entbrannt zur Tochter eines andern Edelmannes, welche die Wölfe gezwungen haben, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen, vermählt er sich mit ihr; weil aber sein Uebel auch sie und die Tochter, die sie ihm geboren, bedroht, reißt er sich die Augen aus und vergräbt sie an der Gartenmauer. Er ist nun genesen, aber die vergrabenen Augen behalten in der Erde ihre Kraft und tödten den alten Diener, der früher allein bei seinem Herrn ausgehalten, als er sie aus Meugier ausscharrt.

In Ungarn wird der Augenzauber mit den Worten: „*szemely meg verni*“, d. i. „mit den Augen schlagen“, bezeichnet.

Am allgemeinsten unter allen Völkern Europas glauben die Türken an den bösen Blick. Die Bootführer des Goldnen Hornes hängen in der Regel einige Ringe von blauem Glase als Talisman gegen das bezaubernde Auge am Vorder- und am Hintertheil ihres Fahrzeuges auf, und als feineres Schutzmittel haben manche in einem Schranke des Bootes ein Stück Papier unter Glas und Rahmen, auf dem eine von den neunundneunzig Eigenschaften Allahs steht. Schon Noah soll seiner Arche auf Anweisung des Erzengels

Gabriel einen solchen Talisman einverleibt haben. In vielen Läden Stambuls ferner sieht man eine Abbildung des mystischen Thieres Ahaua, einer Sphinx mit Kopf und Brust eines Weibes und dem Körper eines Löwen, zur Abwendung des bösen Blickes aufgehängt. Die Bauern Rumeliens und Anatoliens bringen auf ihren Feldern Schädel von Ochsen oder Pferden an, um die Ernten gegen Augenzauber zu sichern. Häufig sieht man in der Türkei Kinder, denen zum Schutz gegen das „Nasr“ — so heißt hier der bewundernde, neidische oder giftige Blick — eine Knolle Knoblauch in die Haare geflochten ist. Zu den Hauptgegenständen des Kopfsputzes der reichen Türkinnen gehört das „Nasraskissi“, welches aus drei hohlen Gehängen besteht, von denen das eine einen kleinen Türkis, das andere einen der Namen Gottes und das dritte ein Maunkörnchen enthält. Wenn bei einer Hochzeit das Brautgemach eingerichtet wird, so vergißt man niemals über der Thür desselben auf der Innenseite ein großes Stück Maun in einem scharlachrothen Tuche aufzuhängen, welches vor dem bösen Auge bewahren soll und dort Jahre lang verbleibt. Ist ein Barbier zugleich Zahnarzt, so pflegt er über der Thür seiner Bude ein dreieckiges Mosaik von Zähnen und blauen Glasperlen anzubringen. Die Zähne stellen die Trophäen seiner Kunst vor, die Perlen aber behüten ihn vor dem Augenzauber. In jedem türkischen Kramladen sind kleine handförmige Büchsen mit blauen Korallen zu haben, die man den Kindern als Amulette umhängt. Endlich befestigen viele Leute in den türkischen Städten und Dörfern Talismane oder ganze Kränze von solchen an den Giebeln ihrer Häuser, um den bösen Blick zu entwaffnen.

Auch außerhalb Europas finden wir den hier besprochenen Aberglauben weit verbreitet. Unter den Jerusalemer Juden heißt das neidische Auge „Ajn rah“, und um die Kinder dagegen zu schützen, bindet man ihnen ein goldnes oder silbernes Amulet in Gestalt einer kleinen Hand mit einem Faden an den Kopf. Wird ein Haus frisch getüncht, so malt man, um es vor Schaden durch das Ajn rah zu bewahren, eine große schwarze Hand an die Wand, welche, weil sie alle fünf Finger streckt, „Chamsa“, d. i. „die Fünf“ genannt wird. Wenn jemand krank wird und die Ursache darin sucht, daß ihm eins mit den Augen etwas angethan habe, so läßt man eine „Absprecherin“ kommen, welche dem Bezauberten mit einem Kamme oder einem stiellosen Messer über den Kopf zu fahren und dazu die Namen der drei Erzväter und Moses des Lehrers zu murmeln pflegt.

Die Hand mit den ausgestreckten fünf Fingern begegnet uns in Jerusalem auch in den Höfen türkischer und arabischer Häuser als Schutzmittel gegen das „Nasr“, wie auch unter den Arabern das böse Auge bezeichnet wird. Wir treffen sie in ganz Nordafrika, in Tunis, wo man zur Abwendung der

Bezauberung die naßgemachte Hand in die Asche des Herdes steckt und dann damit über Thüren und Fenster schlägt, in Algier, wo man den Kindern Korallenhalzbänder umhängt, an denen sich ein goldnes oder messingnes Amulet in Form eines Händchens befindet, und in Marokko. Wir begegnen der Hand als einem Schutz gegen den bösen Blick endlich auch im ersten Hofe der Alhambra.

Auffallen kann, daß man das Zeichen der Hand in Aegypten nicht bemerkt, wo doch sonst der Glaube an Augenzauber und die gegen ihn empfohlenen Mittel so allgemein wie kaum irgendwo anders anzutreffen ist. In Kairo begegnet uns dieser Aberglaube an allen Ecken und in jeder Gasse. Wir können hier jeden Tag mehrmals in den Fall kommen, eine vornehme arabische Dame an uns vorüberwandeln zu sehen, an der Alles Pracht, Reichthum und Sauberkeit ist, während das Kind, das sich bei ihr befindet, wie der personifizierte Schmutz neben ihr herwatschelt. Die Mutter in glänzende Seidenstoffe gekleidet, ihre Augenbrauen sorgfältig mit Spießglanz, ihre Fingerspitzen mit Henna geschminkt, hinter ihr her ein Duft von Moschus und Zibet, der die ganze Gasse erfüllt, und neben ihr dieses von Roth förmlich starrende Jüngelchen oder Mädchen in Lumpen läßt Argwöhnische auf eigene Gedanken kommen. Es ist aber nichts Anderes als ein Beispiel dafür, daß hiesige Frauen gerade dann ihre Kleinen ungewaschen und ungeputzt lassen, wenn sie mit ihnen ausgehen, und zwar aus Furcht vor dem bösen Blicke. Aus demselben Grunde behält man die Knaben so lange als möglich im Harem und kleidet manche Mutter ihren kleinen Sohn als Mädchen, weil letztere dem Neide weniger ausgesetzt sind. Indes kann das böse Auge auch Frauen und erwachsenen Männern gefährlich werden. Kommt man zu jemand, während er im Begriffe ist, sich zu Tische zu setzen, so wird man in der Regel von ihm eingeladen werden, an dem Mahle theilzunehmen. Lehnt man das ab, so erfordert die Höflichkeit, daß man seine Weigerung mit einem Glückwunsch wie „Henian!“ (Wohl zu bekommen!) begleitet, weil der Hausherr sonst glauben würde, man gönne ihm das eine oder das andere Gericht nicht, und eine gewöhnliche arabische Redensart sagt: „In der Speise, auf die ein neidisches Auge gefallen ist, liegt kein Segen.“

Amulette, welche ein lebendiges Wesen abbilden, gestattet der Islam nicht. Man muß sich daher mit Sprüchen, Pflanzen und Mineralien gegen den Augenzauber zu wehren suchen. Ein Hauptschutzmittel gegen alle schwarze Magie und so auch gegen den nachtheiligen Einfluß des neidisches Auges ist natürlich der Koran, wenn man ihn, wie von Manchen geschieht, in einem Miniaturexemplar bei sich trägt. Wer es billiger und bequemer haben will, mag sich mit einem Zettel, auf dem bestimmte Stellen des heiligen Buches,

z. B. „Gott ist der beste Beschützer“ oder: „Sie bewachen ihn nach Allahs Befehl“, geschrieben sind, gegen alle Pfeile böser Augen rüsten. Fast ebenso gut sind Papierstreifen mit den neunundneunzig Eigenschaften Gottes oder mit den Namen des Propheten, deren man ebenfalls gerade hundert weniger einen hat. Ähnliche Kräfte werden einem Zaubermittel zugeschrieben, welches „Aschab El Kaf“, „Genossen der Höhle“, d. h. „Siebenschläfer“ heißt. Die Namen der sieben frommen Jünglinge sammt dem ihres Hundes werden auf den Boden von Bechern und Schalen und noch häufiger auf den runden Präsentirteller von verzinnem Kupfer eingegraben, der bei Mahlzeiten, auf ein niedriges Gestell gesetzt, unsere Tischplatte vertritt.

Wie schon angedeutet, sind es in Kairo, ganz ebenso wie im alten Rom, vorzüglich die Kinder, welche man mit Amuleten gegen den bösen Blick sichern zu müssen meint. Sie tragen dieselben in Kapseln, die meist die Gestalt eines Dreiecks haben, oben an ihrem Tarbusch. Auch das Vieh auf der Weide und die Pferde beim Ausreiten werden mit derartigen Mitteln zur Abwehr etwaigen Neidzaubers behängt. Das gewöhnlichste Amulet ist bei diesen ein glattes Stück Maun; häufig kommen auch Quasten mit kleinen Muscheln, den sogenannten Kauris, besetzt, als Amulette vor. Die letzteren waren, wie hier nachzutragen ist, schon bei den Römern als Gegenzauber gegen das böse Auge in Gebrauch, und zwar hatten sie eine obscene Bedeutung. An diese ist bei den Aegyptern nicht zu denken, vielmehr sind sie hier eine Ueberlieferung, deren Sinn verloren gegangen ist, und man bezweckt mit ihnen nichts als Ablenkung des Blickes von dem betreffenden Thier auf etwas Lebloses.

Glaubt man, daß jemand etwas übermäßig bewundert oder es mit Neid betrachtet, so wird er gewöhnlich von dem, den er damit beunruhigt, mit den Worten: „Segne den Propheten!“ zurechtgewiesen, und gehorcht jener, indem er sagt: „O Gott, sei ihm günstig!“, so fürchtet man keine bösen Folgen. Höchst ungeschicklich ist es, seine Bewunderung über einen Gegenstand, der einem Andern gehört, mit Worten wie „Wunderschön!“ oder „O grundgütiger Gott!“ (In selamu selim) auszudrücken. Der Mann von Lebensart sagt in einem derartigen Falle nur „Maschallah!“ (Wie Gott will), ein Ausruf, der zwar auch Ueberraschung, aber mehr noch Ergebung in den Willen Gottes ausspricht. Nimmt man das Kind jemandes auf den Arm, um es zu lieblosen, so darf man nicht vergessen zu sagen: „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen“ und „O Gott, sei unserm Herrn Muhamed gnädig!“, worauf man noch ein „Maschallah“ folgen läßt. Noch allgemeiner ist die Sitte, wenn man ein Kind bewundert, dabei zu bemerken: „Ich suche Zuflucht für Dich beim Herrn des Tagesanbruchs“, eine Anspielung auf die Sure vom Tagesanbruch, die 113. des Koran, welche mit einem Gebet um Schutz gegen Neider endigt. Glauben

Eltern zu bemerken, daß jemand ihr Kind anstaunt oder sie um dasselbe beneidet, so reißen sie auch wohl ein Stück vom Saume am Kleide des Kleinen ab, verbrennen es mit Salz, Alaun und Korianderkörnern und beräuchern entweder das Kind damit oder bestreuen es mit der Asche davon. Der Aberglaube hat für diesen Entzauberungsprozeß eine bestimmte Zeit festgesetzt: er muß nämlich des Abends vorgenommen werden, „wenn die Sonne roth zu werden anfängt“.

Alaun muß, wenn der durch Augenzauber angerichtete Schaden heilen soll, auf folgende Weise verwendet werden. Man legt ein Stück davon, das etwa die Größe einer Kinderhand hat, auf ein Kohlenfeuer und läßt es hier so lange liegen, bis es aufgehört hat, zu zischen und zu knistern. Dies hat kurz vor dem Untergange der Sonne zu geschehen, und die Person, welche die Operation vollzieht, hat, während der Alaun brennt, das erste und die drei letzten Kapitel des Koran dreimal herzubeten. Nimmt man den Alaun vom Feuer weg, so hat seine Schlacke unfehlbar die Gestalt der Person angenommen, deren Neid Veranlassung zu diesem Verfahren gegeben hat. Man zerstückt diese Schlacke dann, mischt sie in eine Speise und gibt diese einem schwarzen Hunde zu fressen. Ein anderes beliebtes Mittel, den Wirkungen des bösen Blickes zu begegnen oder sie aufzuheben, ist, daß man mit einer Nadel in ein Stück Papier sticht und dabei sagt: „Das ist das Auge Muhameds, Achmeds, Abrahams und das des Neidischen“, worauf man den Zettel verbrennt.

Um den Wirkungen des neidischen Auges vorzubeugen, gebrauchen in Aegypten viele Leute, namentlich Frauen, das sogenannte „gesegnete Storaxharz“ (Mej'ah mubarakah), eine Mischung von verschiedenen Stoffen, die nur in der Achura, d. h. in den ersten zehn Tagen des Monats Moharrem, zubereitet und verkauft wird. Während dieser Zeit sieht man oft in den Straßen Kairos Leute, welche diese Mixtur feilbieten, indem sie ausrufen: „Gesegnetes Storaxharz! Ein gesegnetes Neujahr für die Gläubigen! O gesegnetes Storaxharz!“ Der Verkäufer trägt auf dem Kopfe ein rundes Präsentirtbret, das auf Papierblättern von verschiedener Farbe die kostbare Mischung enthält. In der Mitte befindet sich ein großer Haufen von einem braunrothen Farbestoffe mit etwas Storax, Korianderjamen und Fenchelkörnern. Um diesen großen Haufen herum liegen fünf kleinere, drei von Salz, einer blau, einer roth und ein dritter gelb gefärbt, ein vierter von Schih (Wermuth) und ein fünfter von Libanstaub oder Weihrauch. Wird der Verkäufer in ein Haus gerufen, so setzt er sein Bret ab, läßt sich einen Teller geben, um das, was gekauft wird, darauf zu legen, und nimmt nun von jedem Haufen nach der Reihe zweimal. Dazu pflegt er einen langen Zauberspruch zu singen, der in der Regel mit den Worten beginnt: „Im Namen Gottes! Und bei Gott! Es gibt keinen Sieger, der

Gott besiegt, den Herrn des Ostens und des Westens. Wir sind alle seine Diener, wir müssen seine Einheit bekennen. Seine Einheit ist eine erhabene Eigenschaft.“ Dann folgen einige Worte über die Kräfte des Salzes, und hierauf fährt er fort: „Ich zaubere Dich frei vom Mädchenauge, das schärfer ist als ein Nagel, vom Frauenauge, das schneidiger ist als ein Taschenmesser, vom Knabenauge, das schmerzlicher als eine Peitsche, und vom Männerauge, das schärfer als ein Hackmesser ist.“ Sodann erzählt er, wie Suleiman (der König Salomo, der den Orientalen bekanntlich ein Meister in der Zauberkunst und Geisterbeherrschung ist) den bösen Blick seines Einflusses beraubt hat. Hierauf nennt er alle Gegenstände, die der Käufer seiner Wundermixture nach seinem Vermuthen besitzen mag, und erklärt, daß sie durch seine Waare vor allem Nachtheil geschützt sind. — Das Mejah mubarakah wird nun von dem Käufer ein ganzes Jahr lang aufbewahrt, und wenn man fürchtet, daß ein Kind oder sonst jemand von der Familie von einem gefährlichen Blicke getroffen werden könne, so wirft man eine Messerspitze davon auf ein Becken mit glühenden Kohlen und beräuchert den Betreffenden mit dem aufsteigenden Rauche.

Anderer Amulete gegen das neidische Auge sind Staub vom Grabe des Propheten, Wasser aus dem heiligen Brunnen Semssem in Mekka und Stücke von der Brokatdecke der Kaaba. Die Hausthiere sichert man sich mit Inschriften wie „der vortreffliche Schöpfer ist der Ewige“ gegen den Blick des Neides. Kaufleute schützen die Waare in ihrem Laden, indem sie über dem letzteren die Namen Gottes und Muhameds, das Glaubensbekenntniß des Is-lam oder irgend einen Koranspruch anbringen.

Wohlhabende Leute feiern in Aegypten ihre Hochzeiten theilweise auf der Straße. Namentlich ist es Sitte, bei solchen Gelegenheiten des Abends Kron- oder Armleuchter vor dem Hause des Bräutigams aufzuhängen. Ein schöner Leuchter versammelt dann gewöhnlich eine Menge von Bewunderern um sich, und weil das bewirken könnte, daß er herabfiel und zerbräche, pflegt man die Aufmerksamkeit der Leute dadurch von ihm abzulenken, daß man von Zeit zu Zeit einen Krug oder sonst ein Thongefäß auf die Straße wirft.

Sehr ungern läßt man Fremde zu seinen edlen Pferden, da sie dieselben mit neidischen Blicken betrachten könnten. Eines Tages kam zu Lane, dem wir bei diesen Beispielen des ägyptischen Aberglaubens vom „Nafr“ folgen, ein arabischer Freund und erzählte ihm, wie der Pascha sein Fleischmonopol aufgegeben habe, so daß die Metzger fortan für eigne Rechnung schlachten dürften. „Wahrhaft empörend aber ist es“, fuhr er fort, „ganze schöne Schafe mit Fettschwanz und allem Zubehör der Doffentlichkeit ausgesetzt zu sehen, so daß jeder Bettler, der vorübergeht, neidische Blicke darauf werfen kann, und

man möchte wirklich ebenso gut Gift essen als solches Fleisch. Mein Koch ärgert sich gleichfalls darüber, und statt in einem Laden zu kaufen, der ganz nahe bei der Hand ist, läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, in ein entferntes Quartier zu gehen und seinen Bedarf bei einem Manne zu holen, der so vorsichtig ist, sein Fleisch vor den Augen der Vorbeigehenden zu verbergen.“ Aus demselben Grunde sieht man wohl auch in den Bazaren die schönsten und theuersten Waaren niemals ausgelegt.

Besonders deutlich äußert sich der Glaube an den Augenzauber bei Geburten und Beschneidungsfeften. Im alten Rom machte nach Persius die Großmutter über dem Neugeborenen das Zeichen der Feige und spuckte aus. In Kairo statten nach der Geburt eines Kindes die Freundinnen des Hauses der Mutter am siebenten Tag ihren Besuch ab. Nach mancherlei andern Förmlichkeiten trägt man das Kind in Prozession durch alle Zimmer des Harems, wobei die Hebamme aus einem Säckchen, welches dem Kleinen in der vorhergehenden Nacht als Kopfkissen gedient hat, Salz und Fenchelsamen streut. Sie sagt dabei: „Das schmutzige Salz sei in den Augen des Neiders!“, worauf alle anwesenden Frauen antworten: „O Gott, sei unserm Herrn Muhamed günstig!“ Dann erst wird das Kind herumgezeigt, und die Frauen beschenken es mit Tüchern, in welche Geldstücke eingeknüpft sind. Bei Beschneidungen vornehmer Kinder führt man den (gewöhnlich fünf bis sechs Jahre alten) Knaben in großem Aufzuge, begleitet von seinen Freunden und Mitschülern, Dienern, Musikanten u. d., besonders aber auch von Frauen, zu Pferde durch mehrere Straßen. Er ist dabei aus dem oben erwähnten Grunde in Frauenkleidern und mit Frauenschmuck bedeckt, und eine der Weiber streut bei jedem Schritte Salz auf den Weg, um allen üblen Wirkungen eines neidischen Blickes, der den Knaben treffen könnte, sofort ein Ende zu machen.

Zum Schlusse werfen wir noch einen Blick auf die Reste des Aberglaubens vom bösen Auge in Deutschland. Hier findet sich zunächst in weitester Verbreitung, und zwar selbst unter Gebildeten, jene altgriechische Scheu vor Ueberhebung oder jene unklare Furcht vor einem neidischen Uebermenschen, welche sich darin ausspricht, daß man sich hütet, sich seines Wohlbefindens, des guten Erfolgs seiner Geschäfte, des Gedeihens seiner Kinder zu rühmen, und daß man sich, wo dies in einem unbewachten Augenblicke doch geschehen ist, sofort eine Formel hinzusetzt, welche nach dem Herkommen die auf solche Weise herausgeforderte Schicksalsmacht beschwichtigt. Wer seine Gesundheit preist, sich des schönen Standes seiner Saaten laut freut, sein Glück in Handel und Wandel lobt, der muß, um nicht bald das Gegentheil aller dieser Verhältnisse zu erfahren, sogleich ein „Unberufen!“, ein „Unbeschrien!“

oder „Gott behüt's!“ oder auch einen Ausdruck scheinbarer Unzufriedenheit, wie „Gestern war's besser“, folgen lassen. Auch bei der Rückkehr von der besten Messe wird der kleine Verkäufer auf die Frage, wie dieselbe ausgefallen, mit „so so, la la“ oder „s hätte besser gehen können“ antworten, und wenn sich darin allerdings ein ungenügsamer Sinn äußert, so läßt sich doch zugleich ein Anklang an die allgemeine Furcht vor Erweckung des Neides im Frager oder vor sträflichem Wohlgefühl gegenüber dem Schicksal heraus hören. Maßvoll sein ist eine der ersten Regeln der volkstümlichen Ethik, „Hochmuth kommt vor dem Fall“ eins der am häufigsten gebrauchten Sprichwörter, und in Holstein kann man den Bauer sogar die ganz entschieden auf eine ähnliche Vorstellung wie die antike vom Neid der Götter hindeutende Redensart brauchen hören: „Allens met Maten, uns Herrgott de lücht“ — „Alles mit Maßen, unser Herrgott lügt oder täuscht.“

Gleichfalls hierher gehört der weitverbreitete Glaube, daß man die Kinder nicht wägen und nicht messen soll, man könnte sich über das Ergebnis zu sehr freuen und die Kleinen „beschreien“. Ebenso ist hierher zu stellen, daß altgläubige Leute das Zählen des Obstes an reichtragenden Bäumen untersagen, weil man den Baum durch „Verufen“ verderben kann.

Wie man sich selbst durch zu starke Rundgebung der Freude über sein Wohlergehen oder das Gedeihen der Seinen schadet, so wird dies auch durch derartige unvorsichtige Aeußerungen Anderer bewirkt. Spricht man einem Waidmann, der auf die Jagd geht, die Hoffnung aus, er werde recht viel Glück haben, so trifft er nichts. (Oberlausitz.) Lobt man unfre Gesundheit, so muß man ausspucken, am besten dreimal, oder „Gott behüte“ sagen, oder auch sich mit der Hand über den Mund fahren. (Erzgebirge.) Schaut ein Fremder dem Bauern in den Stall und sagt: „Haft Du schönes Vieh!“, dann mag der Besitzer zusehen, daß den Thieren kein Schaden geschieht. (Tirol.) Bewundert jemand die vollen Wangen eines Kindes, sein schnelles Laufen oder Sprechenlernen, so fügt die gewissenhafte Amme oder Muhme in Sachsen sicher unverzüglich ein „Unbeschrigen“ hinzu, weil das Kleine „sonst drei Tage nicht wächst“.

Diese unwillkürliche Bezauberung durch Bewundern eines Menschen oder einer Sache, dieses Beschreien in gutem Glauben, ohne irgend welche schlimme Absicht hat aber auch in Deutschland neben sich den neidischen Blick und den Hexen- oder Basiliskenblick. Für jenen führen wir die Meinung an, daß das Essen, um welches man von einem Andern beneidet wird, nicht gedeiht. Dieser aber — heiläufig auch unseren englischen Bettern unter dem Namen evil eye bekannt und von ihrem Sprichworte „nobody can say your eye is black“ gemeint — ist wie im Alterthume ein rein magisches, außerhalb des bewußten

und wollenden Geistes liegendes Wirken, welches an der Natur des Betreffenden aber wie die Gabe Geister zu sehen haftet. Wie man zu dieser Gabe kommen kann, indem man einem heulenden Hunde auf den Schwanz tritt und ihm zwischen den Ohren durchsieht, so kann man beim Kommunizieren ein böses Auge erhalten; denn wer beim Umgang um den Altar sich umblickt, von dem wird künftig alles, was er ansieht, „verschieden“. (Lauenburg.) Besonders aber sind es alte Frauen und Juden, deren Blick unheilvolle Kraft ausstrahlt. Die Hexe war immer mit dem Basiliskenaugē begabt, welches ihr, nachdem sie die letzte Prüfung bestanden hatte, vom Teufel verliehen wurde. Wo der Ausdruck „böser Blick“ nicht mehr in Gebrauch ist, wird die Ansicht, daß die Behezung vorzüglich auch durch die Augen verübt worden, dadurch bewahrt, daß man den Hexen als Hauptattribut rothe Augen oder auffallend große oder zusammengewachsene Augenbrauen gibt. Gebräuchlich unter dem Volke ist die Bezeichnung „böser Blick“, wie es scheint, nur noch in Tirol, welches an Italien grenzt. Die Sache aber kommt auch in andern Alpenländern, sowie in Schlesien, am Rhein und in Norddeutschland hier und da vor. Wie in Tirol Thiere und Menschen auf diese Art „vermeint“ werden können, so glaubt man in der Nordschweiz, daß einäugige Frauen sogar den Pflanzen schaden; denn es heißt da, wenn eine solche beim Stecken von Kartoffeln zusehe, so würden sie ungenießbar. In Niederösterreich sagt man, wenn es einer Hexe möglich geworden, ein Kind eine Weile anzusehen, so bekomme sie dasselbe in ihre Gewalt. Solche Kinder heilt man dadurch, daß man sie in einen Backofen schiebt, aus dem soeben das Brot herausgenommen worden ist, und sie einige Sekunden darin läßt. In Tirol sind dem Augenzauber besonders solche ausgesetzt, die des Morgens ungewaschen ausgehen, dann aber schadet er vorzüglich dem Vieh, weshalb man nicht jedermann in seinen Stall lassen soll. Die durch den bösen Blick Vermeinten können weder essen noch trinken, bekommen lockere Zähne und liegen rathlos da, bis man ihnen Sankt Johanniswein eingibt. Das beste Mittel aber zur Sicherung des Stalles vor solcher Bezauberung ist das Zeichen des Drubensfußes. Anderwärts in Schlesien und auf dem Hundsrück z. B., wo man Kälber, die zur Aufzucht bestimmt sind, vorzüglich vor dem „Judenblick“ hütet, gilt als guter Schutz der Stuben und Ställe Dill und Salz. Früher mögen noch andere Amulette in Gebrauch gewesen sein, und vermuthlich gehörten dazu die Schlangenköpfe, jene kleinen Muscheln, mit denen man Pferdegeschirre und die Riemen besetzt, an welchen die Metzger ihre Metzstäbe tragen. Daß endlich ein großer Theil der Wahrzeichen unsrer deutschen Städte ursprünglich die Bedeutung solcher Amulette hatte, sagt schon ihr Name. Noch mehr aber zeigt dies ihre Gestalt, die entweder grausenhaft oder lächerlich,

nicht selten aber auch obscön ist. Solche Wahrzeichen sind ohne Zweifel ganz wie die mißgestalteten Zwerge, die Gorgonengesichter und die mit Flügeln, Füßen und Gesichtern ausgestatteten Phallen der römischen Alterthümer an Thoren, Gotteshäusern, Brücken und Thürmen lediglich zu dem Zwecke angebracht gewesen, den Zauber des bösen Blickes hinwegzuschrecken oder fortzuschmerzen.

Die diplomatische Vorgeschichte der deutschen Erhebung im Jahre 1813.

Von Otto Kaemmel.

2.

Die Einleitung zum preussisch-russischen Bündniß war getroffen. Noch aber galt es, diese Napoleon gegenüber nicht nur zu verheimlichen, sondern auch das Verhalten der Regierung gegen York ihm als durchaus korrekt darzustellen, zugleich aber auch eben diese — scheinbar kassirte — Konvention zu einem Drucke auf Frankreich zu benutzen. Das Erste hatte der am 12. Januar in Paris eingetroffene General Krusemark zu besorgen, der wirklich glaubte, was er sagte, weil er in die innersten Geheimnisse nicht eingeweiht war; das zweite wurde dem Fürsten Hagfeldt, dem erklärtesten Anhänger der französischen Allianz überlassen, welcher am 12. Berlin verließ, am 21. Paris erreichte. Als der erstere in Paris durch die Zeitungen von der Konvention von Tauroggen erfuhr, eilte er sofort zum Herzog von Bassano, dann, am 15., hatte er Audienz beim Kaiser. Indem er diesem den Brief seines Königs übergab, suchte er Yorks Handlungsweise aus seiner militärischen Zwangslage zu rechtfertigen. Napoleon war gemäßigter, als zu erwarten stand, er meinte nur nachdenklich: „Das wird dem russischen Kabinet den Kopf schwindeln machen. Yorks Abfall ist ein großes politisches Ereigniß. Wir stehen vielleicht am Vorabend großer Ereignisse. Es ist ein Sturm, durch den wir hindurch müssen.“ Er hoffte, wenn man in Deutschland nur erst die Kosaken selbst kennen lerne, werde sich der „schlechte öffentliche Geist“ daselbst schon bessern. Selbst für den Fall einer allgemeinen Erhebung, die Krusemark ihm als wahrscheinlich bezeichnete, meinte er nichts fürchten zu müssen, dann wollte er hinter dem Rheine die Ereignisse abwarten. Er hielt aber doch den Zusatz für nöthig, nur durch festen Anschluß an Frankreich könne Preußen wieder